

BLIZZARD ENTERTAINMENT

Mönch

Der Unbeugsame

Matt Burns

„Wenn der Sturmwind weht, wird der Baum brechen, der sich beugt.“

Zhota gingen Akyevs Abschiedsworte nicht aus dem Kopf. Sie hatten ihn in den letzten Wochen auf Schritt und Tritt verfolgt. Tagsüber war die Stimme seines Meisters nur ein Flüstern, doch wenn die Nacht hereinbrach, schwoll sie zu einem beinahe unerträglichen Brüllen an.

Auch heute Nacht würde es wieder so kommen, auch heute Nacht würde er wieder auf die Probe gestellt werden.

Der Wind war wieder stärker geworden und fegte jetzt durch den Gorgorra wie der eisige Atem eines sterbenden Gottes. Die klirrende Kälte kroch durch Zhotas grün-weiß-blaue Schärpe bis in seine Knochen. In den vergangenen Jahren hatte er vor den Toren des Schwebenden Himmelsklosters tosenden Bergstürmen mit Leichtigkeit getrotzt, aber der Wind, der ihm jetzt entgegenblies, war anders. In ihm lag eine Urgewalt, die Zhota zutiefst beunruhigte. Es kam ihm beinahe so vor, als würden die Götter des Waldes vor Angst wimmern.

Rastlos drehte Zhota eine Runde nach der anderen um das Nachtlager, wobei er mit seinem Bo wieder und wieder auf den mit Flechten überwucherten Boden klopfte. Wie eine Phalanx aus Türmen ragten die moosbewachsenen Kiefern und Birken am Rande der Lichtung in den Himmel. Hier hatte er am Fuße einer uralten Eiche sein Nachtquartier aufgeschlagen. Die schweren, knorrigen Äste des alten Baumes wölbten sich wie ein Dach über den Lagerplatz.

Die beiden anderen Männer schliefen noch. Sie hatten sich in zerlumpten Wolldecken am Feuer zusammengerollt. Eigentlich hatte Zhota gehofft, die Nacht allein verbringen zu können, doch die beiden Flüchtlinge hatten diese Hoffnung zunichtegemacht, als sie ihm kurz nach Sonnenuntergang zufällig über den Weg gelaufen waren. Er hatte mit sich gekämpft, ob er ihnen einen Platz an seinem Feuer verwehren sollte, aber sein Meister hatte es ihm ausdrücklich verboten, Wanderer abzuweisen.

„Heiße sie mit offenen Armen willkommen, aber bleibe trotzdem stets auf der Hut“, waren Akyevs Worte gewesen. „Behalte sie immer im Auge, denn sollten sie von einem Gott des Chaos’ befallen sein, wird er alles tun, um deinem Blick zu entgehen.“

Und so tat Zhota, wie ihm geheißen, und ließ die beiden Fremden keine Sekunde aus den Augen. Er hatte nicht lange gebraucht, um zu erkennen, dass sie nicht verdorben waren. Die beiden ausgezehrt, müde dreinblickenden Männer waren ein alternder Vater und sein zwanzigjähriger Sohn. Sie hatten als Einzige den Angriff einer Bande wilder Khazra überlebt. Ohne jegliche Vorwarnung hatten die widerwärtigen Ziegenmenschen das Heimatdorf der beiden überfallen und es dem Erdboden gleichgemacht.

Das Dorf der beiden Flüchtlinge lag in einem Gebiet des Gorgorra, das sowohl religiös als auch kulturell eng mit Ivgorod verbunden war, und so flohen sie in Richtung Norden, um in der Stadt Schutz zu suchen. Trotz der Schrecken, die hinter ihnen lagen, waren Vater und Sohn voller Hoffnung, denn sie sahen in der Begegnung mit Zhota ein Zeichen, dass der Gott des Schicksals es gut mit ihnen meinte. Zhota kam sich beinahe grausam vor, als die beiden ihm erzählten, wie sie sich ihr Leben innerhalb der Mauern Ivgorods vorstellten, denn tief in seinem Inneren wusste er, dass sie die Stadt wohl nie erreichen würden.

Die beiden hatten Zhota den spärlichen Rest ihres ohnehin mageren Proviant angeboten, damit er sie bei sich nächtigen ließ. Zhota hatte ihrer Bitte aus gespielter Höflichkeit entsprochen, das Geschenk aber abgelehnt. In Wahrheit jedoch wollte er nichts mit den Flüchtlingen zu tun haben. Zhota hatte gelernt, keinerlei Bindung zu jenen zuzulassen, die er im Gorgorra traf, denn er wusste nur zu gut, dass sie von einem Moment auf den nächsten zu einer Last werden konnten.

„Dann werden wir dafür den Göttern das doppelte Opfer darbringen“, hatte der Vater in freundlichem Ton erwidert. „Sie waren barmherzig und haben uns zu Euch geführt, heiliger Vater. Nichts im Gorgorra ist, wie es scheint.“

Nein, wollte Zhota erwidern. *Nicht einmal ich*.

Die Worte des Mannes über die Natur des Gorgorra waren nur zu wahr. Als Kind hatte Zhota zahllose Geschichten über den alten Wald südlich von Ivgorod gehört. Selbst die jüngsten Bäume dort waren bereits uralte, als der Mönchsorden gegründet worden war. Im Gorgorra, so hatte er gelernt, war das Gleichgewicht zwischen den tausendundeins Göttern der Ordnung und des Chaos unveränderbar. Er fragte sich, was die älteren Mönche wohl sagen würden, wenn sie sehen könnten, in was für einen Hort der Finsternis der Wald sich verwandelt hatte.

Zhota setzte seine Runden um den Lagerplatz fort und wiederholte dabei wieder und wieder ein und dasselbe Mantra, das seinen Geist jene Stellen des umliegenden Waldes erforschen ließ, die seinen Augen durch die Schwärze der Nacht verborgen waren. Er spürte, dass sich dort draußen in der Dunkelheit irgendetwas regte, eine Präsenz, die er bereits früher in der Nacht bemerkt hatte. Nach und nach, als verfolge sie einen Plan, wurde sie mit jeder verstreichenden Stunde stärker. Und es schien so, als würde sie sich Schritt für Schritt dem Lager nähern. Zhota spürte ein Kribbeln auf der Haut bei der Vorstellung, dass Hunderte von Augen ihn aus allen Richtungen beobachteten, ohne dass er ihre wahre Gestalt sehen konnte. Und was noch schlimmer war: Keiner der Waldgötter der Ordnung hatte seine Gebete erhört und ihm den Ursprung seines Gefühls verraten. Die Götter waren gleichgültig ... unzuverlässig.

Das war schon seit Wochen der Fall, genau genommen, seit das Himmelsfeuer über Ivgorod hinweggefahren und irgendwo im Süden des Königreichs niedergegangen war. Infolge des Feuers hatten die Götter des Chaos' und ihre Dämonenbrut begonnen, die Wälder unsicher zu machen, während Räuberbanden ungehindert über die Dörfer im Gorgorra herfielen. Dem Kometen wurden Dutzende verschiedener Namen gegeben und für sein Erscheinen gab es eine Vielzahl von Erklärungen, die alle eines gemeinsam hatten: Sie sagten düstere Zeiten voraus. Nirgendwo sonst war die Finsternis so durchdringend wie in den dichten Bergwäldern, die Zhota umgaben. Doch es war nicht Zhotas Aufgabe, die Bedeutung dieses Phänomens zu ergründen. Ein anderes Mitglied seines Ordens, ein außergewöhnlicher Mönch, den er stets sehr geschätzt hatte, war ausgesandt worden, um mehr über das Himmelsfeuer in Erfahrung zu bringen.

Je weiter die Nacht voranschritt, desto unruhiger wurde Zhota. Es fühlte sich so an, als würde die unbekannte unheilige Macht dort draußen im Wald mit ihm spielen. Er ließ seine Hand über die Hunderte Glyphen und Weisheiten gleiten, die er in seinen Stab geritzt hatte. Sie wanden sich wie eine Schlange in komplizierten Mustern von einem Ende der Waffe zum anderen und erinnerten ihn an seine Ausbildung. Wieder und wieder sagte Zhota die Inschriften auf, darauf hoffend, dass sie ihm Entschlossenheit spenden würden. Doch stattdessen weckten sie in ihm Erinnerungen an die Fehler, die er in Akyevs Unterricht gemacht hatte.

Unaufhörlich rezitierte er die Lektionen vor sich hin, als mit einem Schlag der Wind beinahe zum Erliegen kam.

Er hörte ein knackendes Geräusch wie von brennendem Holz durch den Gorgorra hallen. Und dann noch eines und noch eines. Zuerst waren diese seltsamen Geräusche nur ganz leise und vereinzelt zu hören, doch dann ertönten sie immer häufiger und lauter aus allen Richtungen rund um das Lager herum. Zhota kniff die Augen zusammen und spähte angestrengt in die Dunkelheit, während die Geräusche zu einem ohrenbetäubenden Krach aus raschelnden Ästen und berstendem Holz anschwellen. Dann sah er, wie die Bäume am Rande der Lichtung plötzlich erzitterten und auf einmal nacheinander in Flammen aufgingen, die sich mit jedem neu entzündeten Baum näher auf ihn und die beiden Flüchtlinge zubewegten.

Als der Feuersturm den Rand des Lagerplatzes erreichte, brach er abrupt ab. Totenstille senkte sich über den Wald.

Vom Schlaf noch ganz benommen, kamen der alte Mann und sein Sohn auf die Beine.

„Was ist passiert?“, stammelte der Vater.

Zhota erhob seine Hand und bedeutete ihm zu schweigen. Vorsichtig schlich er auf die Dunkelheit zu, die sich wie ein tiefschwarzer Abgrund vor ihm auftat und in der nicht die geringste Bewegung zu erkennen war. Doch irgendwo dort in der Schwärze, dessen war er sicher, mussten die Diener der Chaosgötter lauern. Obgleich er sie nicht sehen konnte, waren sie doch so nah, dass er das Gefühl hatte, er brauche nur die Hand auszustrecken, um sie zu berühren. Er spürte sie überall um sich herum, im Boden, in der Luft, in den Bäumen.

In den Bäumen.

Genau in dem Augenblick, als ihn diese Erkenntnis traf, begann auf einmal der Boden unter Zhotas Füßen zu beben. Baumwurzeln brachen unter ihm mit einer Fontäne aus Steinen und Erdbrocken aus dem Boden und schleuderten ihn durch die Luft. Es gelang ihm, sich abzurollen und so landete er schließlich am anderen Ende des Lagerplatzes auf den Knien.

Als wären es Riesen, die aus einem Jahrhunderte langen Schlaf erwachten, neigten sich auf einmal die Bäume um ihn herum mit lautem Knarzen und Ächzen zu ihm hinab und streckten ihre Äste nach ihm aus. Plötzlich waren im Schein des Feuers überall im Lager Bewegungen auszumachen, als unzählige weitere Wurzeln aus dem Boden emporschossen und blind in Richtung Zhotas und der Flüchtlinge ausschlugen.

„Bleibt beim Feuer!“, schrie Zhota zu den anderen herüber.

Hastig fischten der Vater und sein Sohn sich je ein Holzsplitter aus den Flammen und begannen damit, ihre improvisierten Fackeln in Richtung der Wurzeln zu schwenken, die inzwischen bis zur Mitte des Lagerplatzes vorgedrungen waren. Unterdessen stürmte Zhota auf eine nahe Kiefer zu und schlug dabei mehrere Wurzeln zur Seite, die nach seinen Füßen schnappten. Mit seinem Stab ließ er eine Reihe von Schlägen auf den Baum niederregnen und rammte dann seine offene Hand gegen den Baumstamm. Sofort breiteten sich vom Aufschlagspunkt Risse aus, die blitzschnell und spiralförmig die Kiefer

hinaufwanderten. Zhota machte einen Satz zurück, während der Baum von innen heraus zerbrach und die obere Hälfte mit einem lauten Ächzen in eine benachbarte Birke krachte.

Doch obwohl die Kiefer zerstört war, hatte Zhota nicht das Gefühl, den Dämon darin besiegt zu haben. Es schien vielmehr so, als hätte die unheilige Kreatur nur an Macht eingebüßt. Zhota versuchte, die restlichen Bäume rund um den Lagerplatz mit seinem Geist zu durchdringen. Sie alle waren verdorben, aber sie waren nur Marionetten, die unter der Kontrolle eines anderen Wesens standen.

Sein Blick blieb schließlich auf der alten Eiche haften, die vollkommen still und reglos vor ihm aufragte. Und auf einmal konnte er tief in dem vom Wetter gezeichneten Stamm des uralten Baumes den Dämon fühlen, wie er seine Macht auf den ihn umgebenden Wald ausübte.

Als wolle der Baum auf Zhotas Entdeckung antworten, brach auf einmal der Stamm der Eiche auf und gab den Blick auf einen gewaltigen, mit Moos bewachsenen, Schlund frei. Die Eiche stieß ein schrilles Kreischen aus, dass wie ein scharfes Messer durch die Nacht schnitt und Zhotas Knie weich werden ließen. Die beiden Flüchtlinge warfen sich mit zugehaltenen Ohren auf den Boden und schrien vor Schmerz laut auf.

Die anderen Bäume rührten sich nicht mehr, als der Dämon seine Kräfte bündelte und in der großen Eiche sammelte. Die gewaltigen Äste fegten wie Dutzende spitzer Lanzen quer über den Lagerplatz auf Zhota zu. Er tauchte gerade noch rechtzeitig zur Seite und holte weit mit seinem Bo aus, wobei er einen messerscharfen Luftstoß durch die knorrigen Äste jagte und diese zum Bersten brachte.

Die Eiche stieß einen zorngefüllten Schrei aus und versuchte abermals, ihn mit ihren gebrochenen Gliedern zu erwischen. Mit einem Salto gelang es Zhota die Äste zu überspringen, sodass er schließlich am Fuß der Eiche landete. Dann rammte er seinen Kampfstab mit aller Kraft in den Schlund des Baumes und konzentrierte sich, so sehr er konnte, auf das Ende seiner Waffe.

Die gewaltige Eiche erbebt und ihr Stamm begann zu pulsieren, als auf einmal ein Schwall göttlichen Feuers aus ihrem Maul schlug. Die Flammen brannten sich bis in das Herz des Baumes vor. Zurück blieb lediglich eine verrußte, qualmende Hülle.

„Heiliger Vater!“, entfuhr es dem alten Mann hinter ihm.

Zhota wandte sich um und sah, dass einer der Eichenäste dem Jungen die Schulter durchbohrt hatte und ihm am Boden festhielt. Der junge Mann war zwar bewusstlos aber noch am Leben.

„Er hat eine Fleischwunde. Mit Eurer Hilfe wird er überleben, Heiliger Vater“, sagte der alte Mann hoffnungsvoll, während er sich neben seinen Sohn kniete.

Ja, wollte Zhota erwidern. Wie alle Mönche war auch er in der Heilkunst geschult. Er warf einen Blick auf die Haut rund um den abgetrennten Eichenast, der in der Schulter des Jungen steckte. Das Blut hatte eine gesunde purpurrote Farbe und wies keinerlei Anzeichen von Verderbnis auf ... noch nicht.

Voller Hoffnung blickte der Vater Zhota erwartungsvoll an. „Ihr könnt ihn doch heilen, nicht wahr?“

Zhota zwang sich dazu, jene leeren Worte wiederzugeben, die er in diesen Fällen sagen sollte. „Er ist jetzt verdorben. Solange ich hier bin, wird die Verderbnis meinen heiligen Kräften weichen. Erst wenn

ich fort bin, wird sie zum Vorschein kommen und von Geist und Körper Eures Sohnes Besitz ergreifen. Wir müssen ihn den Göttern übergeben, damit er in Frieden ruhen kann.“

„Nein!“, schrie der alte Mann voller Entsetzen. „Er wird sich dagegen wehren. Er ist stark. Überlastet ihn mir. Ich schwöre bei den Tausendundeinen, dass ich ihn eigenhändig töten werde, sobald ich ein Anzeichen von Verderbnis an ihm bemerke. Er ist alles, was ich noch habe.“

Zaghaft griff der Vater nach Zhotas Füßen und dieser spürte, wie verzweifelt der alte Mann war. Nichts, was hier geschah, kam dem Mönch richtig vor. Eigentlich sollte er anderen Menschen Hoffnung geben, statt sie ihnen zu nehmen. Einen Augenblick lang wollte er sich einfach umdrehen und gehen. Doch kaum hatte er diesen Gedanken gefasst, musste er an Akyev denken.

Zhota konnte seinen Meister beinahe vor sich im Lager stehen und seinen ehemaligen Schüler verachtungsvoll anblicken sehen. Es war einige Wochen her, dass er Akyev zuletzt gegenübergestanden hatte. Kurz, nachdem er die Prüfung zum Mönchtum bestanden hatte und die Kreise der Ordnung und des Chaos' auf seine Stirn tätowiert worden waren. Es war der Tag, nachdem das Himmelsfeuer über Ivgorod hinweggefegt war, und sein Meister hatte ihn zu sich auf eine der großen Terrassen des Klosters gerufen. Er konnte sich noch genau daran erinnern, wie die braun-schwarz-graue Schärpe des alten Mönchs im Wind flatterte. Der Unbeugsame, so wurde Akyev manchmal auch genannt. Seine Willensstärke und Entschlossenheit waren es, denen Zhota nacheiferte, doch er fürchtete, er würde sie niemals erreichen.

„Jene, die von den Göttern des Chaos' berührt wurden und verdorben sind, müssen gereinigt werden. Stelle keine Fragen. Versuche nicht, ihre Wunden zu heilen. Wir müssen die Verderbnis ausrotten, so schnell es geht“, hatte Akyev gesagt, und berief sich dabei auf die Pflichten, die ihm die neun Patriarchen, die Führer des Sahptev-Glaubens und Herrscher von Ivgorod, auferlegt hatten. Als Schwertarm des Glaubens, hatten die Mönche die Aufgabe, die Gebote der göttlichen Führer des Königreichs in die Tat umzusetzen.

„Die Patriarchen stellen dich vor eine schwere Aufgabe, eine Aufgabe, die nur den frommsten Mitgliedern unseres Ordens zuteilwird“, hatte ihm der Unbeugsame erklärt. Er fuhr sich über die Augenbrauen und blickte Zhota einen Moment lang schweigend an. „Du bist jetzt ein Mönch, aber hin und wieder frage ich mich, ob du tatsächlich schon bereit dafür bist. Hin und wieder sehe ich in dir noch immer den törichten kleinen Jungen, der du warst, als du das Kloster zum ersten Mal betratst. Du warst damals mehr Tier als Mensch ... Ein wildes Ding, dessen Augen vor Gefühlen, Eingebungen und ähnlichen flüchtigen Dingen, die so unstet wie der Wind sind, blind waren. Bist du dieser kleine Junge oder ein Mönch?“

„Der Junge von damals ist tot“, hatte Zhota geantwortet.

„Dann beweise es. Und vergiss nicht: Wenn der Sturmwind weht, wird der Baum brechen, der sich beugt.“

Am nächsten Tag war Akyev zu einer eigenen Mission aufgebrochen. Zhota hatte das Kloster kurz darauf ebenfalls verlassen, doch die Worte seines Meisters hatte er mitgenommen und sie erinnerten ihn fortwährend an seine früheren Fehlritte.

Akyevs Stimme war in diesem Moment lauter als je zuvor und klang in Zhotas Ohren so schneidend wie die schärfste Klinge. Zorn erfüllte ihn, weil er mit dem Gedanken gespielt hatte, seine Pflichten zu verletzen. Es reichte aus, um ihn wieder zur Vernunft zu bringen.

Pflicht ist alles, sagte er zu sich selbst. Die Worte der Patriarchen sind das Gesetz der Götter. Wer bin ich, dass ich ihr Wort anzweifle? Ich bin ihr Werkzeug.

Ivgorods heilige Herrscher waren die Reinkarnationen der neun Menschen, die von den Göttern auserkoren worden waren, über das Königreich zu herrschen. Vier waren der Ordnung verpflichtet, vier dem Chaos und einer von ihnen gehörte zu keiner Seite. Sie hielten das Gleichgewicht der Mächte aufrecht. Manchmal bedeutete dies, dass sie die Mönche mit schwierigen Aufgaben bedachten, aber so war es nun mal. Das Gleichgewicht zwischen Ordnung und Chaos zu wahren, war das oberste Gebot. Keine Seite sollte über die andere triumphieren.

„Tretet zur Seite“, befahl Zhota entschlossen. Doch der alte Mann regte sich nicht.

„Mein Junge hat die Patriarchen *immer* in Ehren gehalten! Ist dies nun der Lohn dafür?“ Der Flüchtling trat einen Schritt zurück und zog ein stumpfes Messer aus seinen Habseligkeiten neben der Feuerstelle. Er holte weit aus und sprang den Mönch mit einem großen Satz an.

Zhota packte den alten Mann am Handgelenk und drehte es, bis dieser das Messer zu Boden fallen ließ. Der Alte schrie vor Schmerz auf und sank vor Zhota auf die Knie. „Er ist mein einziger Sohn“, stammelte er schluchzend.

Der Mann hatte augenscheinlich seinen Kampfeswillen verloren. Er kroch zur Seite und ließ sich auf die Erde sinken.

Langsam ging Zhota zu seinem Sohn hinüber, während er in seinem Kopf einen alten Eid des Mönchsordens rezitierte. *Ich diene den Göttern der Ordnung und des Chaos'. Ich vereine beides in mir, ergreife niemals Partei. Ich bin der Krieger, der die Kluft überbrückt. Solange ich das Gleichgewicht wahre, bin ich frei von Sünde.*

Frei von Sünde. Er sagte die Worte im Geiste auf, während er eine Hand auf die Brust des jungen Mannes legte. Zhota schloss die Augen und wisperte ein Mantra, um sein Gegenüber mit heiliger Energie zu füllen. Es war eine Form des Gnadentods, die er von Akyev gelernt hatte und der tödlich Verwundeten einen friedlichen, schmerzfreien Tod gewährte, wenn die Heilkräfte des Ordens an ihre Grenzen stießen.

Er fühlte, wie der Herzschlag des Jungen allmählich langsamer wurde, bis das Herz schließlich ganz aufhörte zu schlagen. Als es vorüber war, begann Zhota damit, Holz auf einen Haufen zu stapeln, und reinigte den Toten in den Flammen.

Als das Licht der Dämmerung über die Wipfel der Bäume strich, war das Feuer bereits erloschen. Zhota setzte seinen Weg allein fort, wohl wissend, dass er erhobenen Hauptes gehen konnte, da er den Willen der Patriarchen erfüllt hatte. Doch stattdessen ging ihm das Bild des gebrochenen alten Mannes, den er zurückgelassen hatte, nicht mehr aus dem Kopf. Als er ihn so sah, wie er vor den sterblichen Überresten seines Sohnes kniete und zu den Göttern betete, die ihm längst kein Gehör mehr schenkten, wurde ihm klar, dass der Alte auch den letzten Funken Hoffnung verloren hatte.

Drei Tage später fand Zhota die überfallene Karawane.

Er zählte acht Tote. Sie waren über eine kleine von Kiefernadeln bedeckte Lichtung verstreut. Der Mönch hielt sich die Schärpe, die er um seine Brust trug, über die Nase, um den Gestank ertragen zu können. Dann öffnete er seinen Geist und suchte die Umgebung nach Dämonen ab. Nichts.

Neben dem Kadaver eines kräftigen Packtiers, zwischen dessen Schulter eine klaffende Wunde prangte, lagen über zwei Dutzend Säcke mit Proviant. Es war zu viel für nur ein Tier, selbst wenn es ein starkes und zähes Packtier war. In der Nähe der Straße stieß Zhota auf drei unterschiedliche Hufspuren, von denen jede in eine andere Richtung führte.

Die Toten waren noch frisch, das Blutbad konnte höchstens einen Tag her gewesen sein. Die meisten der Opfer trugen einfache graue Roben, wie sie unter den Bewohnern des Gorgorra verbreitet waren. Die auf dem Boden verteilten Schwerter und Äxte waren dagegen von außergewöhnlich hoher Qualität und standen im Widerspruch zu der einfachen Kleidung der Toten.

Zhota kniete neben der Leiche eines kräftig gebauten Mannes mit den Händen eines Kriegers nieder. An den zahlreichen Wunden an Armen und Brust machten sich bereits erste Maden zu schaffen. Es schien so, als seien nahezu alle Reisenden gefoltert worden, bevor man sie getötet hatte.

Besonders eine Leiche erweckte Zhotas Interesse. Es war die einer Frau. Sie war nackt ausgezogen und auf die inzwischen heruntergebrannte Feuerstelle in der Mitte des Lagerplatzes geworfen worden. Ihre Beine waren vollständig verkohlt. Im Gegensatz zu den anderen Opfern fehlte ihr Kopf. Zhota suchte die Lichtung noch einmal ab, aber er war nicht zu finden.

Das Massaker war geplant gewesen. Dies hier war nicht nur ein einfacher Überfall. Aber die Patriarchen hatten ihn nicht in den Gorgorra entsandt, um irgendwelchen Rätseln auf den Grund zu gehen. Er musste lediglich die Leichen reinigen, bevor er weiterzog.

Gerade wollte er damit anfangen, da fiel ihm unversehens ein länglicher Gegenstand auf, der aus der Asche der Feuerstelle ragte. Zhota zog ihn heraus. Es war eine verzierte Holzflöte mit Messingbeschlagen. Eine Kinderflöte. Er erinnerte sich, dass er eine ähnliche Flöte damals ins Kloster mitgebracht hatte, als er mit seiner Ausbildung begann. Die Musik hatte unter den Mönchen und in ganz Ivgorod einen besonderen Stellenwert, doch Akyev war die Liebe seiner Kameraden zu den schönen Künsten fremd gewesen. Gleich nachdem er die Flöte unter Zhotas Habseligkeiten gefunden hatte, hatte Akyev sie entzweigebrochen und von einer Klippe des Schwebenden Himmelsklosters aus in die Tiefe geworfen.

Zhota wischte den Ruß von dem Instrument, setzte es an die Lippen und blies hinein. Er brachte ein paar Töne heraus, aber sie waren allesamt schief. Sie klangen genauso leer und bedeutungslos, wie sein Leben gewesen war, bevor er sich dem Mönchsorden angeschlossen hatte. Er wollte die Flöte zunächst wieder zurück auf die Feuerstelle werfen, doch dann blieb sie doch in seiner Hand. Irgendetwas an ihr schenkte ihm Mut. Sie brachte ihm innere Ruhe. Er steckte die Flöte in seine Schärpe und sagte sich, dass sie ihn lediglich an den kleinen, unwissenden Jungen erinnern sollte, der er einst gewesen war.

Da hörte Zhota auf einmal eine Bewegung im dichten Gestrüpp am Rande der Lichtung.

Er schnellte hoch und wirbelte herum. „Zeig dich!“

Doch mehr als ein paar verwelkte Blätter, die kurz hinter der Lichtung langsam zu Boden sanken, war nichts zu sehen. Vorsichtig tastete Zhota sich in das Dunkel des Waldes vor, als plötzlich eine gedrungene Gestalt von einer massiven Birke herabsprang und ins Dickicht preschte.

Zhota nahm die Verfolgung auf. Der Flüchtige trug dieselbe Art von Robe wie die Toten. Es schien ein Kind zu sein, und ein ungeschicktes obendrein. Die Gestalt stolperte bei ihrer Flucht über zahlreiche Wurzeln und streifte mit der Schulter so manchen Baum.

Als Zhota sie eingeholt hatte, warf er sie zu Boden. Das Kind wand sich unter seinem festen Griff und brach in Tränen aus. Als Zhota die Kapuze des Kleinen zurückschlug, bot sich ihm ein entsetzlicher Anblick, der ihm einen eiskalten Schauer über den Rücken jagte.

Es war ein Junge, kaum älter als zehn Jahre. Er hatte langes, beinahe durchsichtiges Haar, das ein dünnes, blasses Gesicht einrahmte. Seine Haut hatte die Farbe sonnengebleichter Knochen. Und seine Augen ...

Seine Augen waren weiß wie Schnee und weinten Tränen aus Blut.

Zhota reinigte die getöteten Reisenden und setzte seinen Weg fort, der blinde Junge jedoch sprach kein Wort und ging auch nicht auf seine Fragen zum Schicksal der Karawane ein. Zhota vermutete schon, der Junge sei auch noch taub, bis er mitbekam, wie er eines Nachts im Schlaf mit zittriger Stimme das Wort „Mutter“ stammelte.

Der Junge unternahm mehrere Fluchtversuche und zwang Zhota dadurch, eine seiner Schärpen zu nehmen, dem Jungen damit die Hände zusammenzubinden und sie dann in Art einer Leine zu benutzen. Schon die Entscheidung, das Kind überhaupt mitzunehmen, war Zhota nicht leichtgefallen. Der bloße Anblick des Jungen erfüllte Zhota mit einem unguuten Gefühl. Eine Zeit lang hatte der Mönch gegargwöhnt, der Junge sei ein als Kind getarnter Dämon, doch dann verwarf Zhota diesen Gedanken wieder. *Nichts im Gorgorra ist, wie es scheint.*

Der Junge war nicht normal, so viel war klar, doch Zhota spürte keinerlei Anzeichen für irgendein dämonisches Wirken in ihm. Der Kleine schien seine Umgebung so intensiv wahrzunehmen, wie es nur jemand tat, der sich noch nie auf seine Augen verlassen hatte. Dennoch stolperte er unentwegt über moosbewachsene Felsen oder aus dem Boden ragende Wurzeln, sodass sie nur im Schneckentempo vorankamen.

Doch ein noch viel größeres Problem war, dass der Junge die Ausdauer eines sterbenden Hundes besaß. Er konnte keine halbe Meile zurücklegen, ohne eine Atempause einlegen zu müssen. Immer wenn er Vögel oder andere Tiere hörte, fing er sofort mit kindlicher Neugier an, sich in ihre Richtung zu bewegen. Immer wieder spielte Zhota mit dem Gedanken, den Jungen einfach zurückzulassen, aber der Mönch hoffte noch immer darauf, dass der Junge ihm verraten würde, was die Karawane angegriffen hatte.

Doch der blieb stumm. Wenn der Kleine spielen wollte, entschied Zhota, würde er auch spielen.

„Schneller, Dämonenkind!“ Zhota zog an der Leine.

„Du musst hier aufpassen, wo du hintrittst, Dämonenkind“, sagte er, als er den Jungen über ein Geröllfeld führte.

Den ganzen Tag trieb er den Kleinen an und immer wieder lief dieser rot an vor Zorn. Schließlich riss ihm irgendwann die Geduld und er zerrte an der Leine und rief mit wütender Stimme: „Ich bin kein Dämon!“

„Dann kannst du also doch sprechen.“

Der Junge zuckte beleidigt zusammen und senkte den Kopf.

„Sag mir, wie du heißt, Junge. Ich bin hier, um dir zu helfen.“

„Lügner. Ihr habt mich reingelegt. Ihr habt das falsche Lied gespielt.“

„Reingelegt? Vielleicht hätte ich dich einfach dort zurücklassen sollen. Wie lange, meinst du, hätte ein blinder Junge im Gorgorra überlebt?“, entgegnete Zhota dem Kleinen, als ihm urplötzlich die Flöte in seiner Schärpe einfiel.

Er zog das Instrument hervor und hielt es dem Kleinen entgegen. „Dann gehört das hier vermutlich dir.“

Der Junge tastete mit den Händen in der Luft, bis er die Flöte berührte, und drückte sie dann fest an seine Brust. Tränen aus Blut rannen ihm aus den Augen und zeichneten rote Rinnsale auf sein Antlitz, bis er aussah, als hätte jemand ihm eine scharfe Klinge durch das Gesicht gezogen.

„Mutter ...“, begann er mit flüsternder Stimme. „Sie hat mir versprochen, dass sie mich mit unserem Lied rufen würde. Aber die Töne waren falsch ... total falsch ... Ich dachte, sie wüsste nicht mehr, wie es geht.“ Er wandte sein Gesicht Zhotas zu, als könne er ihn sehen, und verzog seine Miene voller Zorn. „Was habt Ihr mit ihr gemacht?“

„Wenn deine Mutter im Lager war, ist sie jetzt bei den Göttern“, erwiderte Zhota und rief sich die enthauptete Frau an der Feuerstelle ins Gedächtnis. Er hielt nichts davon, die Wahrheit zu verschleiern oder bei dem Jungen falsche Hoffnungen zu schüren. „Sie und die anderen hat ihr Schicksal ereilt, lange bevor ich sie gefunden habe.“

„Das haben die Götter mir auch gesagt“, sagte der Junge, „aber ich wollte ihnen nicht glauben.“

„Was für eine schreckliche Macht sie auch immer umgebracht haben mag, sie ist fort. Sie wird dich nicht mehr behelligen.“

„Nein“, erwiderte der Junge kurz. „Der Dämon, der uns angegriffen hat, ist immer noch da draußen. Die anderen im Lager hatten mich in den Bäumen versteckt und ließen dann die Tiere los, um ihn zu überlisten. Aber wenn er herausfindet, dass ich nicht unter ihnen bin, wird er zurückkommen und nach mir suchen. Mutter sagte, er würde nie aufhören, uns zu jagen, bis wir beide tot sind.“

„Die Dämonen hier töten wahllos. Sie verfolgen Reisende nicht über Tage hinweg. Sag mir jetzt deinen Namen und woher du kommst. Hast du Verwandte hier im Gorgorra?“

„Ihr glaubt mir nicht“, sagte der Kleine. Zhotas Fragen ignorierte er.

Nachdem Zhota am Abend ihr Nachtlager aufgeschlagen hatte, rollte sich der Junge am warmen Lagerfeuer zusammen, die Flöte fest an sich gepresst. Die Sturheit des Kleinen machte Zhota wahnsinnig, aber er fragte sich dennoch, warum die Götter sie sonst zusammengeführt hatten, wenn er ihn nicht beschützen sollte. Er war hilflos ... allein ... verängstigt ...

„Die Menschen, die du triffst, werden versuchen, dich mit ihren Tränen und Sorgen von deinen Pflichten abzuhalten. Du musst dich weiser verhalten als sie. Du darfst nicht wanken“, hatte Akyev ihn immer wieder gewarnt.

In diesen Worten lag Weisheit, das musste Zhota zugeben. Er war entsandt worden, um das Gleichgewicht im Gorgorra wiederherzustellen, und nicht, um Waisen zu hüten. Aber er konnte sich nicht dazu überwinden, den Jungen einfach zurückzulassen.

Zhota tastete mit den Fingern über die in seinen Bo eingeritzten Lektionen. Als die Hand eine tiefe Kerbe in der Mitte des Stabs berührte, hielt er inne. Die Kerbe war wie ein hässliches Mal, das die ansonsten wunderschönen Schnitzereien verunzierte, doch Akyev hatte es Zhota untersagt, sie zu reparieren, denn sonst, so der Lehrmeister, würde er ihre Bedeutung vergessen.

„Deine Waffe ist nur so stark wie dein Geist.“ Das waren Akyevs Worte an jenem Tag gewesen, als sein Stab diese Kerbe erlitten hatte. Die Mönche strebten danach, ihren Körper und ihren Geist zu Instrumenten göttlicher Gerechtigkeit werden zu lassen. Schwerter, Kampfstäbe und andere Waffen waren in Wahrheit überflüssig. Dennoch wurden die Mönche des Ordens im Kampf mit einer Vielzahl von Waffen geschult, um sie zu perfekten Kämpfern auszubilden. Nicht selten kam es vor, dass ein Mönch eine Waffe als eine Art Erweiterung seines perfekt ausgeglichenen Geistes benutzte, um seine Angriffe geistig zu fokussieren. Akyev war ein Anhänger dieser Methode und hatte viel Zeit darauf verwendet, Zhota seine Philosophie über den Umgang mit Waffen weiterzugeben.

„Der Unwissende sieht in deinem Stab nichts weiter als ein Stück Holz, das leicht zerbrechen kann“, hatte Akyev gesagt. „Doch dein Stab wird nur splintern, wenn du zögerst, und solange du auf dem Pfad der Pflicht wandelst, besteht kein Grund dazu.“

Eines Tages hatten Zhota und sein Meister sich auf einem der ummauerten Übungsplätze des Klosters zusammengefunden, um mit echten Waffen zu trainieren. Die Tage des Trainings mit stumpfen Schwertern und hohlen Kampfstäben waren vorüber.

Zhota war zunächst voller Zuversicht und Selbstvertrauen, doch als Akyev seinen Krummsäbel zog, war beides wie weggeblasen. Die Klinge war unverziert, aber Zhota war klar, dass es keine gewöhnliche Waffe war. Der Unbeugsame hatte sie eigenhändig geschmiedet und ihren Stahl monatelang wieder und wieder gefaltet. Jeden Morgen hatte Akyev zu seinem Schutzgott Zaim, dem Gott der Berge, gebetet, seine Klinge mit unüberwindbarer Stärke zu erfüllen. Sie konnte Stein und Plattenpanzer durchschneiden wie Wasser.

„Die Waffe ist ein Ornament“, hatte Akyev zu Zhota gesagt, auf dessen Gesicht sich blankes Entsetzen breitete. „Die Patriarchen erachten meine Klinge nicht für stärker als deinen Stab. Willst du ihre göttliche Weisheit anzweifeln?“

„Nein“, war Zhotas Antwort gewesen, und er hatte sein Bestes versucht, es so klingen zu lassen, als glaube er auch daran.

Dann begann das Training. Als Akyevs erster Schlag erfolgte, machten Zweifel und Unsicherheit sich daran, Zhota zu übermannen. Es war nicht der Säbel, sondern der Mann, der ihn führte – der Mann, der ihm stets überlegen war, der niemals von einer Aufgabe abließ, die ihm gestellt wurde, wie schwer sie auch sein mochte.

Der Krummsäbel hatte eine tiefe Kerbe in Zhotas Stab geschlagen und den jungen Mönch auf die Knie gezwungen. Sein Meister zog die Klinge heraus und brüllte ihn zornig an. „Du Narr! Ich hätte dich töten können. Du hast dich von der Angst leiten lassen.“

Akyev hatte die grün-blau-weiße Schärpe um Zhotas Körper angewidert betrachtet. „Du hast zu viel von den Flüssen in dir ... Manchmal bist du still und ruhig und manchmal aufgewühlt.“

Die Farben von Zhotas Kleidung symbolisierten Ymil, den Gott der Flüsse. Ymil stand für Gefühle, Intuition und die lebensspendenden Eigenschaften des Wassers. Einige Mönche, insbesondere Akyev, sagten jedoch, das Ymil launenhaft und unentschlossen sei. Nachdem Zhota sich diesen Gott zum Schutzpatron auserkoren hatte, hatten die Patriarchen ihm Akyev zugeteilt. Sie hofften, die Härte des älteren Mönchs würde Zhotas Zögerlichkeit mindern und einen ebenso besänftigen Einfluss auf seinen Meister haben.

„Unsere Aufgabe ist einfach und unsere Befehle sind eindeutig. Warum machst du sie mit deiner Unsicherheit nur unnötig kompliziert?“, hatte Akyev gefragt, als er die Kerbe in Zhotas Stab in Augenschein nahm. „Das ist der Preis für deinen Ungehorsam. Das passiert, wenn du deine Pflichten vernachlässigst. Und wenn der Sturmwind weht, wird der Baum brechen, der sich beugt.“

Der Mond stand hoch, als Zhota mit seinen Gedanken wieder in der Gegenwart anlangte. Sein Daumen war wund vom unaufhörlichen Reiben an der tiefen Kerbe in seinem Stab. Der Junge war noch im Schlaf versunken. Bei seinem Anblick wurde Zhota blass. Er wünschte sich, er wäre dem Jungen niemals begegnet.

Er spielt keine Rolle, sagte Zhota zu sich selbst. Die Vergangenheit des Waisenjungen und alle Fragen rund um das überfallene Lager waren nebensächlich. Die Nacht schritt voran und der Mönch fällt seine Entscheidung. Südlich von seiner jetzigen Position gab es einige Dörfer. Wenn sie bisher noch nicht geschleift worden waren, würde er dort vielleicht jemanden finden, der sich um den Jungen kümmern konnte.

Sollte es dagegen bereits zu Überfällen gekommen und innerhalb von drei Tagen keinerlei Zuflucht gefunden worden sein, so gäbe es für den Jungen nur eine Lösung: den ewigen Frieden.

Zhota stand in einem Lichtschacht, der durch das Blätterdach des Waldes fiel, und sog die reinigende Morgensonne in sich auf. Er stellte sich auf die Zehenspitzen, reckte seine Arme gen Himmel und senkte sein Haupt, sodass sein Kinn seine Brust berührte. In dieser Haltung verharrte er mit geschlossenen Augen über zehn Minuten lang, während er leise Mantras vor sich her sang, um seinen Geist zu reinigen.

Seine Morgenmeditationen waren die einzige Art von Rast, die er sich gestattete. Er hatte die letzten Wochen über kaum geschlafen, war tagsüber gereist und hatte des Nachts Wache gehalten.

Fünf Tage waren vergangen und das Kind war noch immer am Leben. Wie der Mönch befürchtet hatte, waren die Dörfer, durch die er kam, verlassen. Jeden Tag hatte Zhota sich eine neue Entschuldigung dafür ausgedacht, weshalb er den Jungen noch nicht den Göttern überantwortet hatte. Heute versuchte er, sein Zögern zu rechtfertigen, indem er sich einredete, das nächste Dorf sei nicht mehr weit.

„Mischka, ... das ist mein Name“, sagte das Kind und unterbrach Zhotas friedvollen Zustand.

„Zhota“, gab er knurrend zurück und konzentrierte sich wieder auf seine Mantras.

Nur einen Augenblick später drang ein seltsames Geräusch an sein Ohr – ein merkwürdig liebevoller Klang, der nicht in den Gorgorra gehörte. Als er seine Augen aufschlug, wurde er Mischka gewahr, der seiner Flöte einige zitternde Töne entlockte.

Der Junge setzte das Instrument ab. „Kennt Ihr das Lied ‚Der Schelm der Mooshügel‘?“

„Nein“, erwiderte Zhota gereizt, obwohl er es in Wahrheit kannte. Es war eine Kindermelodie voller wundersamer Heldentaten – genau die Art von Lied, die auch er in seiner Jugend gespielt hätte.

„Das war Mutters Lieblingslied. In guten Zeiten hat sie es immer gespielt.“ Mischka lächelte sehnsüchtig. „Ich kann es Euch beibringen.“

„Das ist nicht nöt...“, setzte Zhota an, aber der Junge begann trotzdem zu spielen.

Zhota seufzte und verließ seine Meditationshaltung.

Soll der Kleine seinen Willen haben, wenn es ihn glücklich macht. Es wird eh bald alles vorbei sein, sagte er sich im Stillen.

Bei Aufbruch packte Zhota sich Mischka auf den Rücken. Vor zwei Nächten war das Kind über einen umgestürzten Baum gestolpert und hätte sich um ein Haar den Arm gebrochen. Seitdem hatte der Mönch sich darauf verlegt, Mischka zeitweilig zu tragen, um schneller voranzukommen und dem Jungen weitere Unfälle zu ersparen.

Während Zhota mit schweren Schritten durch die dichten Bergwälder stapfte, nahm das Kind sein Lied wieder auf. Zhota versuchte, die Melodie zu ignorieren – sie würde dem Jungen sicher bald langweilig – doch selbst, als bereits der Sonnenuntergang nahte, schmettete Mischka noch unverdrossen auf seinem Instrument.

Erst in dieser Nacht, nachdem Zhota ein neues Lager aufgeschlagen hatte, tat die Musik das erste Mal ihre Wirkung. Aus irgendeinem versteckten Winkel seines Bewusstseins drang der Klang von Gelächter

und er sah barfüßige Kinder sorglos durch ein Dorf aus strohgedeckten Hütten rennen, unschuldig und ohne auch nur die leiseste Ahnung um das heikle Gleichgewicht zwischen Ordnung und Chaos in der Welt. Es dauerte einen Moment, bis er erkannte, dass es sich um seine eigene Kindheit handelte.

„Wenn der Sturmwind weht, wird der Baum brechen, der sich beugt.“ Schallten die Worte in seinem Kopf wieder.

„Genug jetzt!“, Zhota entriss Mischka die Flöte und steckte sie in seine Schärpe.

„Ich wollte doch nur, dass Ihr das Lied hört“, sagte der Junge mit gerunzelter Stirn.

„Dazu hätte einmal gereicht, nicht tausend Mal“, knurrte Zhota, bevor er seinen Zorn zügeln konnte. Als er sah, wie Mischka beschämt den Kopf senkte, fügte der Mönch hastig hinzu, „Es ist dunkel, und du ziehst nur unerwünschte Aufmerksamkeit auf uns.“

Seine Worte waren als Entschuldigung gemeint, aber nicht einmal eine halbe Stunde später erwiesen sie sich als nur allzu wahr.

Zwei grelle Pfiffe durchschnitten die Nacht. Zhota öffnete seinen Geist dem Wald, auf der Suche nach einer Bewegung, aber die Götter verweigerten ihm auch weiterhin jegliche Führung. Kurz darauf traten zwei Männer aus dem Wald, bedeckt von einem bunt zusammengewürfelten Flickwerk vom Kampf gezeichneter Rüstungsteile.

Zhota wusste sofort, was sie waren. *Banditen ... Söldner ... gottlose Männer.*

Sie hielten am Rand des Lagers inne und tauschten einen Blick aus. Der eine, ein Schläger mit dicken, sehnigen Armen und einer glänzenden Narbe, die sich vom linken Ohr bis zum Kinn hinunter zog, warf Zhota einen zornigen Blick zu und wandte sich dann zum Gehen. Der andere hielt ihn zurück. Er hatte ein glattrasiertes, hübsches Gesicht, das von schulterlangen pechschwarzen Haaren umrahmt wurde. Seine smaragdfarbenen Augen glitzerten hungrig im Feuerschein und starrten Mischka aufmerksam an.

„Die Nacht ist finster, heiliger Vater“, sprach der Hübsche und endlich wandte sich sein Blick ab.

„Dann lasst das Licht meines Feuers Eure Not lindern“, antwortete Zhota, den alten Gruß erwidern. Selbst bei dieser Art von Mensch brachte er es nicht fertig, Akyevs Gebot, Wanderern beizustehen, zu missachten.

„Was führt Euch so tief in diese Wälder?“, erkundigte sich Zhota, als die beiden Banditen sich am Feuer niederließen. Er bemühte sich, seinen Atem gleichmäßig und sein Gesicht entspannt zu halten, aber hinter seiner ruhigen Maske taxierte er jede Bewegung der Neuankömmlinge, um ihre Schwächen ausfindig zu machen. Die Wanderer waren bewaffnet: der Schläger mit einer gewaltigen Streitaxt, sein Gefährte mit einem Bastardschwert, das auf seinem Rücken befestigt war.

„Dasselbe wie Euch.“ Der Hübsche wärmte seine Hände am Feuer. „Die Mönche sind dünn gesät, wie es scheint, und Euer Orden hat jene mit Stahl um Hilfe ersucht.“

Lügen, wollte Zhota zurückfauchen, doch er zügelte seine Zunge. Der Gedanke daran, dass die Patriarchen Banditen anwarben, um ihren göttlichen Willen durchzusetzen, war ein Sakrileg. Gottlose Menschen huldigten nur einem: Gold.

„Wann haben die Patriarchen ein solches Dekret ausgegeben?“

„Es kam nicht direkt von ihnen. Einer Eurer Brüder, der in dieser Gegend Wache geht, war es. Er erzählte von einem Dämon, der in diesen Wäldern frei umherstreife. Einem verschlagenen kleinen Balg, das das Gesicht eines blinden Kindes trage, mit Haut und Haaren so weiß wie Schnee.“ Während dieser Worte grinste er zu Mischka herüber. „Wie es scheint, habt Ihr den Schuft bereits gefangen.“

Mischka fuhr auf. „Ich bin kein Dämon!“

„Und warum bist du dann gefesselt?“, kicherte das Narbengesicht.

„Der Dämon verfolgt mich. Er tötete Mutter und all die anderen.“ Blut begann sich unter Mischkas Augen zu sammeln.

„Tränen aus Blut ...“ Der Hübsche erschauerte. „Wenn du kein Dämon bist, dann bist du verflucht.“

„Ich kann nichts dagegen tun. Das ist schon von Geburt an so. Mutter sagte immer, nur Narren glauben, es sei ein Fluch.“ Mischka streckte seine gefesselten Hände aus und tastete nach Zhota. „Ihr glaubt mir doch, nicht wahr?“

„Schweig“, lautete Zhotas Antwort nur, der von Furcht und Unsicherheit ergriffen wurde.

Nichts im Gorgorra ist, wie es scheint.

Wie er zugestehen musste, war es durchaus möglich, dass irgendein törichtes Mitglied seines Ordens die Hilfe von Söldnern angeworben hatte. Und wenn dieser Mönch den Jungen für einen Dämon hielt ... Hatte Zhota sich die ganze Zeit täuschen lassen?

Nein. Er hatte ihn seit Tagen beobachtet. Mischka war nur ein Kind, wenngleich auch eines, das von den Göttern verflucht worden war. Sicherlich hatte sich die Geschichte über einen hässlichen Jungen, der durch die Wälder zog, selbstständig gemacht und jener Mönch hatte sie für wahr genommen.

„Wo ist dieser Mönch? Ich muss mit ihm über das Kind sprechen.“

„Über den Dämon meint Ihr?“, entgegnete der Hübsche. „Zuletzt sahen wir ihn westlich von hier. Er findet uns, nicht wir ihn.“

„Gebt uns die Kreatur“, forderte nun das Narbengesicht. „Der Mönch hat uns das Gewicht des Dings in Gold versprochen, wenn wir es ihm bringen. Wir brauchen das Geld. Seit Tagen leben wir von nichts als Wurzeln und Aas.“

Zhota ignorierte ihn. „Im Westen sagt Ihr. Ich werde diesen Mönch aufsuchen.“

„Wir kommen mit“, bestimmte der Schläger. „Der Mönch schuldet uns etwas für unsere Arbeit.“

„Eure Arbeit ist getan.“ Zhota erhob sich und zog auch Mischka auf die Beine.

„Dann habt Ihr das Geld, um uns zu bezahlen?“, fragte der Hübsche.

„Euer Lohn ist die Dankbarkeit der Patriarchen.“

Das Narbengesicht spie vor Zhota aus.

Sein Kamerad seufzte. „Nun, dann haben wir aber ein kleines Problem. Pflicht und Ehre sind vielleicht schön und gut für Euch und Eure glatzköpfigen Brüder, aber für unseresgleichen gilt das nicht.“

Zhota nahm einige maßvolle Atemzüge, um seinen Zorn zu bändigen. Er hatte die Gegenwart dieser Männer bereits zu lange ertragen. „Und deswegen lebt Euresgleichen auch in Schmutz und Schande.“

Narbengesicht schnaubte vor Wut, aber sein Gefährte gab nur ein heiseres, verachtungsvolles und herablassendes Lachen von sich. Er hatte noch nicht aufgehört zu kichern, als er das Bastardschwert von seinem Rücken zog.

„Ihr seid ein Dickkopf, was?“ „Euer Bart ist nicht annähernd so lang, wie der des anderen Mönchs, dem wir begegnet sind. Kann nicht lange her sein, dass Ihr in Eurer Berghütte noch an den heiligen Zitzen Eurer Patriarchen genuckelt habt.“

Zhota stand bewegungslos da, jede Faser seines Körpers aufs Äußerste gespannt. „Lang genug, um mit zwei Gottlosen fertigzuwerden.“

„Mit zwei? Vielleicht. Aber mit dreien?“ Der Hübsche stieß einen Pfiff aus.

Aus der Dunkelheit in Zhotas Rücken gellte das Surren von stahlbesetztem Holz. Er wirbelte herum und vollführte einen raschen Schwung mit seinem Bo, der den Pfeil knapp vor seiner Brust entzweite.

Als er sich wieder dem Lager zuwandte, stürmte der Hübsche am Feuer vorbei auf Mischka zu. Zhota stieß seinen Stab in Richtung der Flammen. Ein Luftstoß schoss aus seinem Bo und fuhr in die Feuerstelle. Der Großteil der glühenden Bruchstücke prallte von seiner Rüstung ab, aber ein Kohlestück schrammte über sein Gesicht und versank in seinem rechten Auge. Der Mann brüllte vor Schmerzen, als die Funken stoben und sein Haar in Brand setzten.

Der Schläger sprang über die Feuerstelle und walzte mit hoch erhobener Streitaxt auf Zhota zu. Zhota verharrte, bis der Bandit die riesige Waffe abwärts schwang. Im letzten Moment wich er dem plumpen Angriff aus und die Axt seines Gegners schlug in den Waldboden. Mit seinem Stab brach Zhota ihm die Unterarme, die gleich irdenen Weinamphoren in einem Schwall aus Blut und Knochensplittern zerbarsten.

Hinter Zhota war das kaum wahrnehmbare Singen einer Bogensehne zu vernehmen. Er tauchte zur Seite, der Pfeil schwirrte knapp an seiner Schulter vorbei und blieb in Narbengesichts Brust stecken. Ein Fluch des unsichtbaren Angreifers hallte herüber, gefolgt von Fußgetrappel, das vom Lager weg ins Dickicht entschwand.

Zhota inspizierte die Umgebung. Der hübsche Mann war inzwischen ebenfalls tot, die Haut auf seinem Hals und Gesicht von Blut und Blasen überzogen. Aber Mischka war nirgends zu sehen.

„Mischka?“, rief er. Ein Angstschauer überlief ihn.

„Hier“, kam die Antwort des Kindes, das unter einem umgestürzten Baum hervorkroch. „Sie haben gelogen. Der Dämon hat ...“

„Schweig!“, brüllte Zhota.

Die Gedanken rasten durch seinen Kopf. Er konnte Akyev ihn maßregeln hören. „*Das war alles nur eine List, um dich unachtsam werden zu lassen! Warst du zu töricht, das zu erkennen?*“

„Warum glaubt Ihr mir nicht?“, fragte Mischka flehentlich. Er streckte seine Arme aus und ergriff Zhotas Hand.

Es hatte etwas Ironisches, wie das Kind da vor ihm stand, so unschuldig, nachdem Zhota schon vor Tagen beschlossen hatte, es zu töten. Da wurde dem Mönch plötzlich bewusst, wie sehr Mischka ihn an ihn selbst als Kind erinnerte, so voller Vertrauen und Hoffnung und all den anderen Dingen, die der Unbeugsame verachtet hatte. Dies waren die Fallstricke auf dem Pfad der Pflicht – die kindlichen Teile seiner Persönlichkeit, die er dachte, während seiner Ausbildung getötet zu haben.

Doch sie waren niemals wirklich gestorben. Und nun enthüllten sie ihm eine Wahrheit, die nur schwer zu glauben war: Mischka *war tatsächlich* nur ein einsamer, verängstigter und blinder Junge, auf der Suche nach einer helfenden Hand, die ihn durch die Schatten des Gorgorra führte. Es gab einen Grund dafür, dass der Gott des Schicksals sich ihre Wege hatte kreuzen lassen.

„Die Wahrheit“, forderte Zhota. „Was ist das für ein Dämon? Warum verfolgt er dich?“

Der Junge kaute unsicher auf seiner Unterlippe herum, rang sich aber schließlich doch zu einer Antwort durch. „Vater hat ihn geschickt.“

„Und weshalb sollte ein Mensch so etwas tun?“

„Mein Vater ... ist nicht *einfach nur* ein Mensch“, begann Mischka stockend.

Und dann erzählte er seine Geschichte.

Ein dichter Nebel legte sich über den Gorgorra, der die Strahlen der Mittagssonne zerstreute und den Wald in Farben des Verfalls tauchte. Zhota hatte Mischka stundenlang auf dem Rücken getragen, während er in weiten Kreisen das Gebiet westlich ihres Lagers abschnitt, in der vergeblichen Hoffnung, den Mönch zu finden, von dem die gottlosen Männer gesprochen hatten. Nicht zum ersten Mal kam Zhota sich töricht vor, ihre Worte für bare Münze genommen zu haben.

Trotzdem stapfte er weiter voran. Sollte dort draußen wirklich einer seiner Ordensbrüder sein, so musste er ihn finden und ihm die Wahrheit über Mischka berichten. Der Junge hatte bis spät in die

Nacht hinein seine Geschichte erzählt, die so ketzerisch war, dass Zhota sich schon allein durch das Zuhören unrein gefühlt hatte. Je mehr er nun über sie nachdachte, desto unglaubwürdiger erschien sie ihm. *Und was bitte würdest du vorschlagen, um einen Mönch von ihrem Wahrheitsgehalt zu überzeugen?*

Er brachte seine Zweifel zum Schweigen und setzte seinen Weg fort. Es dauerte noch eine Stunde, bis der Nebel sich verzog und Zhota der Geruch von Weihrauch in die Nase stieg, als er eine kleine Lichtung betrat. Erst war es nur ein schwacher Hauch, ein Duft, der sich stark von den feuchten, erdigen Ausdünstungen des Waldes abhob. Er braucht einen Augenblick, um auch die Spuren von Blutrose und Jadeholz auszumachen, doch als es so weit war, erstarrte er.

Er kannte diesen Geruch.

„Was ist?“, flüsterte Mischka.

Zhota antwortete nicht. Er konnte nicht. Sein Körper war starr wie Stein geworden. Er kannte diesen Geruch so gut wie seinen eigenen Namen. Das war Akyevs Weihrauch und er hatte dem älteren Mönch an jedem einzelnen Tage Zhotas Ausbildung angehaftet.

Er fühlte sich plötzlich klein und schwach ... ganz wie der Junge, der er einst gewesen war, bevor Akyev diesen Teil von ihm getötet oder dies zumindest versucht hatte.

Die Luft am Tag ihrer ersten Begegnung war frisch und klar gewesen. Der Unbeugsame hatte ihn bei Sonnenaufgang auf eine der Terrassen des Klosters gerufen. Der jüngere Mönch hatte viele Geschichten über die berühmte Stärke seines Meisters gehört und die Stunden, bis er endlich dem Unbeugsamen gegenüberstehen und seine Ausbildung beginnen würde, gezählt.

Doch Zhotas jugendliche Unbeschwertheit sollte an diesem Tage sterben. Er sollte erfahren, dass der Unbeugsame eine Art Anomalie in den Reihen des Ordens darstellte: ein Mann, der vor nichts haltmachte, wenn es darum ging, seine Befehle zu erfüllen. Seine Macht und Entschlossenheit wurden nur noch von seinem Fanatismus und seiner kompromisslosen Natur übertroffen.

„Spring“, hatte Akyev gesagt und über den Rand der Terrasse gedeutet, die an der Spitze eines über 200 Meter hohen Steilhangs endete.

Zhota brauchte einen Augenblick, bis er begriff, dass es Akyev ernst war. Das war der Moment, in dem ihn die Angst packte. Er wusste, dass er sterben würde, wenn er den Befehl befolgte. Trotzdem glaubte ein kleiner Teil von ihm, er hätte nichts zu befürchten. Das Gefühl entsprang keinesfalls einem blinden Gehorsam, es stieg aus seinem tiefsten Inneren empor. Letztlich jedoch entschied Zhota sich, diesen Gedanken für blanken Wahnsinn zu halten.

Als sein Meister ihn am Genick packte und zum Rand zerrte, schrie Zhota um Gnade. Die Antwort des Unbeugsamen auf sein Flehen war ein Wurf in den Abgrund. In Erwartung des Todes schloss er die Augen, als er plötzlich, nur wenige Meter unterhalb des Klosters, auf einem Felsvorsprung aufschlug, der vorher nicht dort gewesen war.

Das war noch bevor er die Geheimnisse des Klosters kennenlernte: Die Wände, die keine Wände waren, die Treppen, die keine Treppen waren und die vielen anderen Illusionen sollten die Initianden jederzeit wachsam halten.

Nach Zhotas Sturz hatte Akyev ihn wieder auf die Terrasse gezogen. Der junge Mönch zitterte und bebte am ganzen Körper. „Du zitterst wie ein Blatt im Wind“, hatte ihn sein Meister gescholten. „Du bist ein Sklave deiner Angst. Und deshalb wird aus dir nie ein Mönch werden. Du bist nichts als ein verängstigter kleiner Junge, der keinen Platz in diesem Orden hat.“

Als Zhota den Mut aufgebracht hatte, Akyev in die Augen zu blicken, hatte der Unbeugsame ihn gefragt: „Du musst dich entscheiden. Bist du dieser kleine Junge oder ein Mönch?“

„Ich bin nicht dieser kleine Junge“, hatte er geantwortet, während er sich die Tränen wegwischte.

„So sei es. Sollte er sich jemals wieder zeigen, wird es keinen Vorsprung geben, der seinen Sturz aufhält.“

Zhota erwachte aus der Erinnerung und schüttelte den Kopf. Er hatte an jenem Tag seine innere Stimme ignoriert. Es sollte nicht das letzte Mal gewesen sein. Über die Jahre hatte der Unbeugsame fieberhaft daran gearbeitet, das Beharren seines Schülers zu unterdrücken, in schwierigen Situationen auf sich selbst zu vertrauen. Ob Zhotas Eingebungen dabei nun richtig oder falsch waren, spielte für Akyev keine Rolle. Er war davon überzeugt, dass ein solches Selbstvertrauen die Fähigkeit beeinträchtigt, den Befehlen der Patriarchen zu gehorchen und ihren göttlichen Willen zu verfolgen.

„Was ist mit Euch?“, fragte Mischka, als er von Zhotas Rücken stieg.

„Nichts.“ Ein kaltes Gefühl der Unruhe rumorte in seinem Magen. Jeden anderen Mönch hätte Zhota vielleicht von Mischkas Unschuld überzeugen können. Aber nicht Akyev. Nicht den Unbeugsamen.

Zhota überlegte, diesen Teil des Waldes zu verlassen, aber sein Meister fand ihn und Mischka, bevor er den schämlichen Gedanken in die Tat umzusetzen vermochte. Akyev war hinter einer riesigen Pinie hervorgetreten, ein mit Ledertornistern unterschiedlicher Größe beladenes Packtier führend. Der Blick des älteren Mönches war wie immer: ruhig und gefasst, sein schwarzer Bart lies nicht den Ansatz eines grauen Haares erkennen. Die Kreise der Ordnung und des Chaos' auf seiner Stirn waren so klar, als wären sie erst gestern tätowiert worden, nicht vor Jahren.

„Zhota“, sprach Akyev. Sein Blick schweifte kurz zu Mischka, aber auf seinem Gesicht spiegelte sich nicht der geringste Ausdruck von Überraschung wider.

„Meister.“ Zhota legte seine Handflächen aufeinander und machte eine tiefe Verbeugung.

Der ältere Mönch trat langsamen, gemessenen Schrittes näher, bis er direkt vor seinem ehemaligen Schüler stand. Obwohl Zhota einen Kopf größer war als sein Meister, kam er sich vor, als würde er einem Riesen gegenüberstehen.

„Ich hatte gefürchtet, du wärest noch nicht bereit, aber du hast mich eines Besseren belehrt.“ Akyev wandte seinen Blick Mischka zu. „Du hattest Erfolg, wo selbst ich versagt habe. Die Wege der Götter sind in der Tat unergründlich.“

Eine Woge des Stolzes wallte in Zhota auf. Akyev hatte seine Bemühungen noch nie gelobt. Sein Meister hatte Fehl in jeder seiner Taten gefunden. Während seiner Zeit im Kloster hatte Zhota erlebt, wie andere Mönche ein gutes Verhältnis zu ihren Akolythen pflegten. Auf Fehler der Schüler folgte nicht zwingend Bestrafung, man zeigte ihnen den richtigen Weg. Bei Akyev war das so. Zhota kämpfte gegen die berausende Wirkung des so seltenen Zuspruchs seines Meisters an, indem er sich die Not des Kindes ins Gedächtnis rief.

„Ihr sucht einen Dämon, aber der Junge ...“, begann Zhota, aber sein Meister unterbrach ihn.

„... ist kein Junge. Nichts im Gorgorra ist, wie es scheint. Sieh dir an, was aus diesem heiligen Ort geworden ist. Das Gleichgewicht ist verloren gegangen. Dies, Zhota, dies ist der Moment, auf den wir uns unser ganzes Leben lang vorbereitet haben.“

Akyev senkte seine Stimme zu einem Flüstern und zeigte auf Mischka. „Die Götter der Ordnung zittern vor Sorge. Dieses Gräuel in der Haut eines Kindes ist nur ein weiterer Beweis für den Ernst der Lage.“

Der Junge war während der Unterhaltung seltsam still geblieben. Zhota sah nun, dass er vor Angst erstarrt war. Blut floss aus seinen Augen und sein Körper zitterte unkontrollierbar.

„Das ist der Dämon!“, schrie Mischka plötzlich. „Der Dämon!“

„Siehst du?“, sprach Akyev ruhig. „Die elende Kreatur wird vor keiner Lüge zurückschrecken, um seine wahre Gestalt zu verbergen.“

Monstrum. Die Absurdität Mischkas Geschichte lastete schwer auf Zhota. Er wusste, dass er nun schnell handeln musste, bevor er seinen Zweifeln nachgab, und so verbannte er die Bedenken aus seinem Bewusstsein und wiederholte die Geschichte des Kindes ...

In der letzten Nacht hatte Mischka ihm anvertraut, er sei der Sohn eines Patriarchen und dessen Konkubine. Aufgrund seiner Missbildungen wollte sein Vater ihn umbringen, doch seine Mutter konnte den Patriarchen dazu überreden, ihn stattdessen in einem Winkel des Palastes von Ivgorod einzusperren. Dort hatte Mischka Jahre in Isolation verbracht, bis das himmlische Feuer den Himmel in Brand gesetzt hatte. Als die Erzählungen über dunkle und unheilige Mächte Ivgorod erreichten, die im Gorgorra und anderen Regionen am Werke waren, hatten Furcht und Verfolgungswahn vom Königreich Besitz ergriffen. Spannungen innerhalb des verängstigten einfachen Volkes waren aufgelodert als es zu den Patriarchen in Hoffnung auf Antworten ... und Erlösung auf sah.

Die Patriarchen waren die Stimme der Götter. Die Vorbilder in Sachen Rechtschaffenheit. Die Zeugung eines Kindes wie Mischka durch einen von ihnen würde, bestenfalls, als böses Omen angesehen werden. Doch in diesen düsteren und unheilvollen Zeiten hätte ein solcher Nachkomme Zweifel an der Reinheit des Patriarchen selbst geweckt. Aus diesem Grunde, so Zhotas Vermutung, hatte der heilige Führer schließlich den Tod seines Sohnes befohlen. Nur der Einsatz seiner Mutter und einiger getreuer Diener hatte Mischka sein Schicksal erspart und unversehens aus Ivgorod tief ins Herz des Gorgorras geführt.

Als Zhota geendet hatte, betrachtete Akyev ihn einen langen Augenblick, ohne die Geschichte anzufechten oder infrage zu stellen. Er sagte lediglich, „Du kennst nur die Lügen, die der Dämon dich genährt hat.“

„Ich weiß, es ist schwer nachzuvollziehen, aber ich glaube, er ist unschuldig.“

„Du *glaubst*? Würdest du bei deiner Ehre als Mitglied unseres Ordens schwören, dass dies die Wahrheit ist?“

„Ja“, antwortete Zhotas, aber seiner Stimme fehlte es an Überzeugung.

Akyev senkte sein Haupt und nahm einen tiefen Atemzug. „Dann habe ich mich geirrt ...“

„Es ist, wie Ihr sagtet: Nichts im Gorgorra ist, ...“

Akyev schnitt seine Worte mit einem Rundtritt gegen Zhotas Brustbein ab, der ihm die Luft raubte.

Die Welt wurde schwarz und in seinem Kopf klangen Glocken wider. Über den Lärm hinweg konnte er Mischka schreien hören. Als Zhotas Sehvermögen zurückkehrte, sah er Akyev über ihm aufragen, das Kind bei den Haaren gepackt.

„Ich habe mich in dir geirrt“, fauchte Akyev. „Wie konntest du so weit vom Weg abkommen? Es war einer der Patriarchen, der mich über den Dämon und dessen Täuschungen unterrichtete. Wie kannst du es wagen, ihn anzuzweifeln?“

Zhotas stemmte seinen Stab in die Erde und kämpfte sich zurück auf die Füße, als ihm die Worte des Unbeugsamen ins Bewusstsein drangen. Einer *der Patriarchen hatte ihm den Befehl gegeben. Hatten die anderen acht denn nichts mit dem Auftrag zu tun?*

„Töte die Kreatur“, befahl der Unbeugsame, „und man wird dir deine Verstöße vergeben.“

Das Verlangen zu gehorchen war furchterregend. Er hatte solange nach den Lehren seines Meisters gelebt, dass es ihm beinahe körperliche Schmerzen bereitete, sich zu widersetzen. Dennoch flüsterte eine Stimme aus Zhotas tiefstem Inneren ihm zu, genau dies zu tun. Es war eine Eingebung, ein Funken der Erkenntnis, eben jener Art, die Akyev ihn in den Jahren seiner Ausbildung immer zum Schweigen zu bringen geboten hatte. Sie widersprach all dem, was er als richtig gelernt hatte, doch auf ihre eigene unerklärliche Art strahlte in ihr das Licht der Wahrheit wider.

„Nein ... Er ist kein ...“, gelang es Zhotas zwischen keuchenden Atemzügen hervorzustoßen.

Sein Meister seufzte. „Ich hatte die Hoffnung nie aufgegeben, du würdest stark werden und deine Schwächen überwinden. Aber du bist noch immer ein kleiner Junge. Die Schuld für dein Versagen kann ich nur mir allein zuschreiben.“

„Die Götter sind in Sorge, wie Ihr sagtet.“ Zhotas stahlte sich für die ketzerischen Worte, die er im Begriff war auszusprechen. „Der Patriarch, der Euch ausgesandt hat, schert sich nicht mehr um die Aufrechterhaltung des Gleichgewichts“, fuhr er fort. „Der Dämon, den Ihr sucht, sollte er überhaupt existieren, ist in diesem Moment da draußen.“

Akyev rammte sein Knie in Zhotas Magenröhre, der gekrümmt zu Boden fiel. Er sah gerade noch rechtzeitig wieder auf, um die freie Hand seines Meisters vorzucken zu sehen. Eine Welle des Schmerzes

fuhr durch Zhotas Stirn. Etwas Warmes, Feuchtes rann in seine Augen und die Nase herab. Als Akyev seine Hand zurückzog und einen blutigen Fetzen fortwarf, begriff Zhota, dass es die Kreise der Ordnung und des Chaos' waren, die auf seiner Stirn tätowiert worden waren.

„Du hast kein Recht, diese heiligen Symbole zu tragen! Du bist kein Mönch ... Nein. Kehre sofort zum Kloster zurück und erwarte dort meine Ankunft. Dein Sakrileg wird vor den Patriarchen gebracht werden.“

Damit ging der Unbeugsame davon, Mischka hinter sich her schleifend. Zhota erhob sich, gegen die Scham ankämpfend. Die in seinen Stab geritzten Verfehlungen und Lektionen schienen seine Hand bei jeder Berührung zu verbrennen.

Wut ... Wut für jedes Mal, dass Akyev ihm seine Überlegenheit bewiesen hatte, für jedes Mal, dass Zhota an sich selbst hatte glauben wollen, nur um vom Unbeugsamen gedemütigt zu werden, brandete durch seine Adern wie Feuer.

Er stürzte hinter Akyev her, erreichte ihn mit wenigen Schritten, und ließ seinen Bo seitlich auf das Genick seines Meisters niedersausen. Der Schlag ließ Zhotas Arme erzittern, als hätte er massiven Granit getroffen. Sein Stab bog sich und ein langer Riss öffnete sich auf ganzer Länge der Waffe.

Akyev wankte nur leicht, jedoch genug, damit Mischka sich losreißen konnte.

„Verstecke dich, wie deine Mutter dich geheißen!“, brüllte Zhota. „Komm erst wieder heraus, wenn du das Lied hörst!“ Mischka verschwand stolpernd im Dickicht. Allein würde er nicht weit kommen, so viel war Zhota klar.

Aber Akyev schluckte den Köder. Er zog seinen Krummsäbel und nahm den Kampf auf, die Klinge glänzte matt im Dunkel des Waldes. Zhota führte einen Stabhieb zur Brust des Unbeugsamen. Akyev parierte den Angriff mit Leichtigkeit und ließ seinen Säbel mit unglaublicher Geschwindigkeit in einem tiefen Bogen herniederfahren. Zhota stieß sich mit einem Fuß von dem hinter ihm stehenden Baum ab und schlug einen Salto über den Mönch und dessen Hieb.

Die Klinge des Unbeugsamen fuhr einfach durch den Baumstamm hindurch. Die turmhohe Pinie stürzte auf die Lichtung, in Richtung des Packtieres, zu. Das Tier schnaubte und machte einen Satz nach vorne, als die Zweige des Baumes über seinen Rücken schrammten und die Tornister herunterfegten. Zhota zuckte zusammen, als die Pinie mit donnerndem Krachen auf dem Waldboden aufschlug.

Akyevs Habseligkeiten flogen in alle Richtungen. Die größte der Taschen riss auf und etwas kullerte heraus, auf einem Bett aus Salz und Kräutern. Es war fahl und verwest, mit dünnen Strähnen schwarzen Haares.

Ein Frauenkopf, den Mund weit aufgerissen und in stummem Schrei erstarrt.

Die Teile des Rätsels fügten sich zusammen. Die abgeschlachtete Karawane. Die enthauptete Leiche. Der Dämon.

Zhota sah Akyev ungläubig an. Sein Meister war vieles – vielleicht der grausamste und strengste aller Mönche – aber Zhota hätte ihn nie für einen Mörder gehalten.

Er konnte sich nicht vorstellen, dass die Patriarchen das Massaker an der Karawane einfach stillschweigend in Kauf nehmen würden, unter welchen Umständen auch immer. Nein, hier stimmte nichts mehr. Es war offensichtlich, dass Mischkas Vater einer der Patriarchen war, die sich dem Chaos verschrieben hatten und dass er ohne Zustimmung der anderen Herrscher handelte. Vielleicht hatte er gerade deshalb Akyev ausgewählt – einen Mann, der jeden Befehl blind und ohne zu zögern in die Tat umsetzen würde.

Akyev würdigte den Kopf keines zweiten Blickes. Sein Krummsäbel grub sich tief in Zhotas linken Bizeps, mit einem perfekt platzierten Schlag, der sämtliche Muskelstränge durchtrennte. Sein Arm hing nun schlaff herab und er zog sich ein paar taumelnde Schritte zurück, bevor er sich erholt hatte.

Zhota schwang seinen Stab in einer Finte einhändig auf Akyevs Kopf zu, gefolgt von einem Tritt zum Unterleib des Unbeugsamen. Akyev packte ihn am Fußgelenk und schleuderte ihn gegen den umgestürzten Baum.

Bevor Zhota in Deckung rollen konnte, sprang sein Meister vor und ließ seinen Krummsäbel niedersausen. Zhota schwang seinen Stab mit dem rechten Arm vor, um den Hieb abzuwehren, fühlte sich aber plötzlich hilflos gegenüber der Legende vor ihm. Sein Geist von denselben Zweifeln vernebelt, die ihn schon in der Ausbildung geplagt hatten. Der Säbelhieb ließ seinen Bo splintern, doch es reichte, um den Streich des älteren Mönchs abzulenken. Akyevs Klinge fuhr schräg über Zhotas Brust, in die er eine flache Wunde riss.

Zhota mühte sich mit seinem gesunden Arm, wieder auf die Beine zu kommen, sank aber, von Schmerz und Ohnmacht überwältigt, zurück zu Boden.

„Du hast gekämpft, wie ich erwartet habe, ohne Anmut und Entschlossenheit“, bemerkte Akyev.

„Ihr wisst, dass der Junge kein Dämon ist“, stieß Zhota hervor.

„Ich weiß, was der Patriarch mir gesagt hat. Ich zweifle ihn nicht an.“

„Die Karawane ... Ihr habt diese Menschen umgebracht.“

„Ich habe meine Pflicht erfüllt.“

„Musstet Ihr dazu gottlose Männer anwerben? Um Unschuldige zu ermorden?“

„Die Banditen waren nur ein Werkzeug, so wie auch ich nur ein Instrument der Himmlischen bin. Ich hätte sie zu den Göttern geschickt, auf dass sie gerichtet werden, hätten sie mir den Dämon gebracht. Was die anderen betrifft, sie haben der Kreatur Schutz gewährt. Als ich fragte, wohin er geflohen war, verfluchten sie die Patriarchen. Sie starben wie die Hunde, die sie waren.“

Akyev deutete in Richtung des abgetrennten Kopfes. „Dieser gehörte der Dämonin. Ich nahm ihn als Beweis für ihren Tod. Sie war die Sklavin des Dämonenkindes, eine Hure, die die Kreatur in die Dörfer ausschickte, um neue Opfer herauszulocken.“

„Eine Lüge“, entgegnete Zhota. „Sein Vater, der Patriarch, hat aus Angst zu morden begonnen. Er glaubt, das einfache Volk wird ihn für unrein halten, sich vielleicht sogar gegen ihn erheben, wenn es erfährt, dass er ein entstelltes Kind gezeugt hat. Er hat dem Gleichgewicht entsagt, um seine eigenen Ziele zu verfolgen.“

„Du wirst nie begreifen, was Pflicht bedeutet“, fuhr Akyev ihn an. „Du verdammst meine Taten mit dem Herz eines Menschen, doch die Götter haben sie befohlen. Du bist nicht einmal ein Ketzer. Du bist ein Schandfleck auf meiner Ehre und der unseres gesamten Ordens. Ich werde dich den Göttern übergeben, auf dass sie dich richten.“

„Ihr wisst, dass er nur ein Junge ist, nicht wahr? Aber Ihr habt Euch entschieden, die Wahrheit zu ignorieren“, sprach Zhota, als der Unbeugsame den Krummsäbel hoch über sein Haupt reckte. In den Augen seines Meisters flackerte für einen kurzen Moment Unsicherheit auf.

Unbeirrt ließ Akyev seine Klinge niederfahren. Die Zeit schien sich zu verlangsamen, als der Stahl herabschoss ... tiefer ... tiefer ... tiefer. In einem plötzlichen Augenblick der Klarheit wurde Zhota bewusst, dass nicht er ins Wanken geraten war. Es war Akyev. Der Unbeugsame hatte sich in seiner Schwäche dem aufsteigenden Chaos ergeben und seine Augen vor der Wahrheit verschlossen.

Zhota betete zu den schweigenden Göttern um Kraft. Wenn es im Gorgorra noch irgendetwas Unschuldiges gab, dann, so wusste er, war dies Mischka. Zhota fokussierte diesen einen Gedanken, der ihn daran erinnerte, dass er gemäß der Prinzipien des Gleichgewichts handelte. Er brachte Furcht und Schmerz zum Schweigen, konzentrierte sich auf seine rechte Hand und ließ all seine Stärke in sie fließen, als er sie der Klinge entgegen hochschnellen ließ.

Der Säbel des Unbeugsamen traf seine Hand. Es war, als würde ein ganzer Berg auf ihn niederdrücken. Doch die Klinge drang nicht durch Zhotas Haut. Er würde sich nicht beugen, wie Akyev. Er würde nicht brechen.

„Er ist nur ein Junge“, stieß Zhota durch die Zähne hervor, als er seine Finger um die Klinge schloss. „Ihr könnt immer noch das Richtige tun!“

„Schweig!“ bellte der ältere Mönch. Schweiß perlte von seiner Braue, als er versuchte, den Säbel Zhotas Hand zu entwenden. Als er die Zwecklosigkeit dieses Vorhabens erkannte, lehnte der Unbeugsame sich vor und drückte den Stahl gegen Zhotas Hand.

Ich werde mich nicht beugen. Ich werde nicht brechen.

Mit einem animalischen Schrei führte Zhota eine rasche Drehung seines Handgelenks aus. Akyevs Waffe zerbrach wie morsches Holz und der ältere Mönch stürzte, dem plötzlich freigesetzten Druck folgend, nach vorne. Zhota wendete die geborstene Klinge seitlich und schwang sie in einem scharfen Bogen aufwärts, der den Hals seines Meisters so glatt durchschnitt, dass Akyevs Kopf auf seinen Schultern liegen blieb, bis sein Körper schließlich auf dem Boden aufschlug.

Zhota konnte sich später nicht mehr daran erinnern, wie lange er auf dem Rücken gelegen und mit einem Geist, so klar wie der wolkenlose Himmel über dem Blätterdach des Waldes, nach oben gestarrt

hatte. Genauso wenig, wie an das, was er danach tat: Seine Wunden verbinden und heilende Mantras singen, sich mit der Errichtung eines Scheiterhaufens abplagen, um Akyevs Körper zu reinigen, als sein linker Arm langsam seine Beweglichkeit zurückerlangte. Das Erste, woran er sich erinnern konnte, war, wie er die Flöte an seine Lippen führte und zu blasen begann. Er hatte gefürchtet, die Noten des Liedes vergessen zu haben, das er zuletzt in seiner Jugend gespielt hatte.

Aber die Melodie musste stimmen, denn Mischka trat zurück auf die Lichtung.

„Zhota?“, fragte er kleinlaut.

„Hier.“

Mischka folgte dem Klang seiner Stimme und blieb neben ihm stehen.

„Der Dämon ...“

„Er war kein Dämon, aber er ist trotzdem tot“, antwortete Zhota.

Er löste die Schärpe, mit der er Mischkas Hände gefesselt hatte, und führte den Jungen zum Kopf seiner Mutter. Er wollte Mischka die Möglichkeit geben, sich zu verabschieden, bevor er sie den Göttern übergab. Doch das Kind erwiderte nur: „Nein ... nicht nötig. Ich habe das Lied.“

Nach getaner Arbeit überlegte Zhota, in welche Richtung sie aufbrechen sollten. Er war unsicher, wie der Patriarch reagieren würde, wenn Akyev nicht mit dem Beweis Mischkas Tod zurückkehren würde. Dennoch wusste Zhota, dass es dem Herrscher so gut wie unmöglich sein würde, einen weiteren Mönch wie den Unbeugsamen zu finden – einen, der blind zu mutwilliger Zerstörung und Grausamkeit bereit war, die der Natur des Gleichgewichts widersprachen.

Trotz der schrecklichen Dinge, die er in letzter Zeit erfahren hatte, fand Zhota Trost in der Gewissheit, dass Akyev und der Patriarch Abweichungen von der Norm darstellten. Wie auch der Zustand des Gorgorras selbst waren sie ein Auswuchs der schweren Zeiten, die über die Welt gekommen waren, Irrtümer, die berichtigt werden konnten. Andere Mönche, ehrenvolle Krieger, die niemals getan hätten, was Akyev getan hatte, setzten ihr Leben aufs Spiel, um die aufkeimenden Mächte des Chaos zurückzudrängen. Sie hatten ihre Augen nicht vor den rechtschaffenen Lehren verschlossen, auf denen der Mönchsorden gründete, genauso wenig, wie Zhota dies tun würde.

Er nahm Mischka an der Hand und führte ihn von der Lichtung Richtung Norden, nach Ivgorod, fest entschlossen, seinen Orden über all das zu unterrichten, was geschehen war. Nie war sein Weg so klar gewesen und zum ersten Mal in seinem Leben hatte er das Gefühl, tatsächlich verstanden zu haben, was es bedeutete, ein Mönch zu sein.